

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Weiber-Regiment.

Roman von Oskar Klaußmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Werner fühlte sich verpflichtet, dem Grafen, der sich ihm als so treuen und lebenswürdigen Freund erwiesen hatte, etwas von der Kündigung mitzuteilen. Es wurde ihm aber natürlich nicht leicht, über die Sache zu sprechen, da er nicht verraten wollte, wie es in seinem Innern aussah. Graf Minter bot ihm jedoch selbst die Gelegenheit, ihm die notwendige Mitteilung zu machen.

„Wissen Sie, lieber Freund,“ meinte der Graf, „Sie müßten jetzt unter allen Umständen einen Urlaub nehmen; Sie müßten auf vier Wochen nach dem Süden. Ich habe gestern mit dem Geheimrat Kersten darüber gesprochen, und der ist auch der Ansicht, Sie sollten jetzt abreisen, da hier nichts dringendes vorliegt, und wenigstens bis Weihnachten in Italien oder Aegypten sich aufhalten. Dann würden Sie von allen etwaigen Folgen Ihrer Verwundung vollständig genesen. Geheimrat Kersten hat mich selbst aufgefordert, Ihnen zu der Reise zuzureden, und meinte, betreffs des Urlaubs sollten Sie sich nur keine Sorge machen, den würde er Ihnen ohne weiteres beschaffen.“

Werner lächelte so eigentümlich, daß dies seinem Begleiter auffiel, und entgegnete dann:

„Es ist vollständig ausgeschlossen, daß ich jetzt einen Urlaub nachsuche. Das würde sehr falsch gedeutet werden können. Warum soll ich Ihnen die Sache vorenthalten — ich habe vor einigen Stunden von Fräulein Buchwald meine Kündigung für Ende März erhalten. In vier Monaten bin ich ein freier Mann und kann gehen, wohin ich will. Ich weiß auch bereits, wohin ich gehe, nämlich nach Nordamerika zurück!“

Graf Minter war so verblüfft, daß er stehen blieb und Werner sprachlos anstarrte.

„Ihre Kündigung?“ fragte er.

Werner griff in die Brusttasche seines Rockes und sagte:

„Überzeugen Sie sich; hier ist der Brief.“

Graf Minter biß sich auf die Unterlippe, las den Brief, faltete ihn wieder zusammen und übergab ihn Werner. Schweigend ging er neben ihm her und bemerkte dann in einem Ton, der Werner wirklich rührte:

„Es tut mir sehr leid, sehr leid, Sie zu verlieren. Wie hatte ich mich auf die nächsten Jahre gefreut, nachdem es Ihnen erst besser ging! Wie schön dachte ich mir den weiteren Verkehr mit Ihnen!“

Werner reichte dem Grafen die Hand und erwiderte:

„Ich kenne Ihre Gesinnungen, Herr Graf, bin Ihnen dankbar dafür und schätze sie außerordentlich hoch. Aber wir können, meine ich, auch in Verbindung bleiben, wenn

ich nach Amerika gehe; wir können uns wenigstens hin und wieder schreiben, und auf Lebenszeit bleibe ich ja nicht dort drüben. Allerdings die nächsten zehn Jahre gedenke ich außerhalb des Vaterlandes zu verbringen; vielleicht fünf Jahre in Nordamerika, dann gehe ich nach Australien, um die dortigen Bergwerksverhältnisse kennen zu lernen, und dann ist es ja noch fraglich, ob ich im Vaterland eine Stellung annehmen oder ob ich im Auslande bleiben werde. Seien Sie aber überzeugt, Herr Graf, ich werde alle Freundschaft und Lebenswürdigkeit, die Sie mir besonders in den letzten Wochen erwiesen haben, niemals vergessen.“

Die Sache ging dem Grafen sehr nahe. Er empfahl sich früher als sonst, und als er sein Auto bestieg, befahl er dem Chauffeur:

„Nach Datzburg zu Herrn Geheimrat Kersten.“

Graf Minter war empört über die brüste Art und Weise, in der man Werner vor die Tür gesetzt hatte, und mußte dieser Entrüstung irgendwie Luft machen. Er konnte sich nicht denken, daß Kersten mit dieser Kündigung einverstanden war, und wollte sich dort nähere Erklärungen holen.

Er traf den alten Geheimrat in seiner Wohnung, wohin er aus dem Sanatorium übergesiedelt war.

„Wie geht es Ihrem Herrn Sohn?“ fragte der Graf.

„Gut, gut, lieber Freund. Nach der gestrigen Szene macht seine Genesung reißende Fortschritte, das können Sie sich ja wohl denken. Glück macht Menschen immer gesund.“

„Ich wünsche weiter gute Besserung,“ äußerte der Graf. „Aber ich komme wegen einer anderen Angelegenheit zu Ihnen, Herr Geheimrat. Wissen Sie, daß Bergrat Spalbing von Fräulein Buchwald seine Kündigung erhalten hat?“

Der alte Geheimrat war mindestens ebenso verblüßt, wie es der Graf beim Empfang dieser Nachricht gewesen war.

„Ich sehe es Ihnen an, Sie wissen nichts davon, Herr Geheimrat. Die Tatsache ist empörend. Ich meine, man setzt einen so eminenten Fachmann, wie Werner Spalbing es ist, nicht vor die Tür, vorzeitig, und man schiebt ihm nicht die Kündigung, während er noch in der Rekonvaleszenz ist. Die ganze Art und Weise, wie man den Mann behandelt hat, ist so verlegend, so rücksichtslos, daß es mir ganz unverständlich ist, wie Fräulein Buchwald ihren Namen unter die Kündigung setzen konnte.“

„Ich bin wie aus den Wolken gefallen,“ erklärte der Geheimrat. „Ich weiß natürlich von der ganzen Sache nichts. Ich sprach gestern nachmittag noch mit Dora und teilte ihr die Verlobung meines Sohnes mit Frau Glover mit; und sie sagte mir kein Wort. Es liegt auch gar kein Grund zu einer Kündigung vor.“

„Das meine ich auch,“ antwortete Graf Minter, „und es tut mir um den armen Spalbing leid, dem an seinem Renommee als Fachmann doch durch diese eigenartige Kündigung ein merklicher Abbruch geschieht.“

„Sie sehen mich vollkommen fassungslos!“, rief Kersten. „Ich habe alles mögliche erwartet, nur nicht diesen Vorfall. Aber redressieren läßt sich die Sache nicht; denn ich bin überzeugt, wenn ich veranlaßte, daß die Kündigung zurückgenommen wird, ginge Spalding nicht darauf ein.“

„Nein, das könnte er nicht.“ bestätigte Graf Kinter. „Diese Brüstlerung war zu stark. Entschuldigen Sie, wenn ich mit einer unangenehmen Nachricht kam, Herr Geheimrat, aber schließlich mußten Sie die Sache doch erfahren.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr Graf.“ antwortete Kersten, „und es ist mir lieb, daß ich von Ihnen unterrichtet bin, bevor ich im Generalbureau die Sache offiziell erfahre. Ich bin dann wenigstens gefaßt.“

Nachdem Graf Kinter ihn verlassen hatte, brach der Berger bei dem alten Geheimrat erst durch und verursachte ihm einen kleinen Wutanfall.

„Weiberregiment!“ rief er ganz laut. „Weiberregiment! Spalding hatte recht. Eine Weiberlaune und nichts weiter, Eifersucht, ein Mißverstehen der ganzen Situation, das ist die Veranlassung zu dieser Kündigung gewesen. Ah dieser Spalding kennt die Weiber besser als ich. Sie sind alle grausam und ein wenig heimtückisch. Man schickt einem kranken Manne doch nicht eine derartige vorzeitige, verletzende Kündigung ins Haus, bevor er noch den ersten Schritt ins Freie getan hatte. Und das alles hinter meinem Rücken und ohne mir auch nur ein Wort nachher zu sagen! Weiberregiment, Weiberregiment!“

Der alte Geheimrat ärgerte sich stundenlang. Er berührte das Mittagessen, das ihm seine Wirtschafterin vorsetzte, kaum und fühlte erst einige Erleichterung, nachdem er seinem Zorne Luft gemacht hatte. Das geschah durch einen Brief an Dora, den er absichtlich förmlich hielt und bei dem er sogar die Anrede „Mein liebes Kind!“ oder „Meine liebe Dora!“ vermied, die er sonst an den Anfang der Briefe setzte. Er schrieb einfach:

„Fräulein Dora Buchwald,
Saarkirchen.“

Da mein Sohn nach seiner Verheiratung die Ausbeutung einer Anzahl von Kiesgruben sowohl in hiesiger Umgegend als in weiter entlegenen Orten übernehmen will und ich natürlich vor allem die Verpflichtung habe, ihm in der ersten Zeit seiner neuen Tätigkeit helfend zur Seite zu stehen, bin ich vollständig außerstande, die von mir provisorisch wahrgenommenen Geschäfte eines Generaldirektors bei Deinen Werken über den 31. März hinaus fortzusetzen. Auf jeden Fall mußt Du bis dahin Dir einen neuen Generaldirektor engagiert haben.

Mit Gruß

Kersten, Geheimer Bergrat.“

Den Brief schickte er durch den Kutscher direkt nach Saarkirchen. Gleichzeitig schickte er an das Generalbureau einige Zeilen, in denen er bat, ihm die dringendsten Sachen nach der Wohnung zu senden, da er in den nächsten Tagen wegen großer Abspannung und Erschöpfung das Bureau nicht besuchen könne.

„Weiberregiment.“ sagte er, als die Briefe fort waren. „Spalding hatte nur zu sehr recht. Und ich habe den armen Teufel hierher gelockt und habe ihn in die verzweifeltsten Verhältnisse hineingebracht. Ein männlicher Chef hätte sich den Teufel daraus gemacht, ob sich sein Direktor duellierte. Aber Dora ging aus der Haut, weil sie wahrscheinlich annahm, Werner stehe in näheren Beziehungen zu Frau Glover, und weil sie eifersüchtig war. Dora, die Kärrin, hat sich nicht nur um einen tüchtigen Generaldirektor, sondern auch um ihr Lebensglück gebracht. Aber ich mußte mich nicht mehr in diese Angelegenheiten hinein, Gott soll mich bewahren! Man hat nichts als Nadeln schläge davon. Es ist eine böse Zeit, man kommt aus der Aufregung und dem Berger nicht mehr heraus.“

„Ganz vernünftig von dem Spalding.“ fuhr der Geheimrat fort, „daß er nach Amerika gehen will, dann stoppt er hier alle Klatschmäuler. Die Weiber bleiben immer unberechenbar, und ich habe, glaube ich, zeit meines Lebens nicht verstanden, sie richtig zu beurteilen. Das ist meine Entschuldigung Spalding gegenüber. Wenn Dora Buchwald sich nicht bald entschließt, eine Aktiengesellschaft zu machen, und wenn sie weiter das Weiberregiment führt, wird sie ihre Werke bald genug herunterbringen. Aber was geht's mich an! Ich will mit der Sache absolut nichts mehr zu tun haben. Ich habe das Recht, ärgerlich zu sein, denn ich habe Spalding für die Stelle vorgeschlagen, ich

habe ihn hierher gebracht, Dora durfte ihm daher nicht kündigen, ohne sich mit mir ins Einvernehmen gesetzt zu haben. Diese Kündigung ist auch ein Mißtrauensvotum für mich.“

Er war nicht ungetreu und flatterhaft, er hatte nicht mit ihrem Herzen gespielt. Er hatte niemals Frau Barbara Glover geliebt, er war gut und treu!

Das war das Resultat des Nachdenkens, zu dem sich Dora in einer schlaflosen Nacht durchgerungen hatte. Er war treu und gut, das war der beglückende Kern der Nachrichten, die Geheimrat Kersten Dora mitgeteilt.

Werner war auch für Dora eingetreten mit der Waffe in der Hand; er hatte nicht geduldet, daß sie in seiner Gegenwart beleidigt wurde. Das rechnete ihm Dora gar nicht so hoch an, trotzdem sie selbstverständlich über seine Ritterlichkeit sehr entzückt war. Aber er liebte sie ja, und deshalb konnte er gar nicht dulden, daß ein anderer verächtlich von ihr sprach.

Auf das tiefe Verzeleid war jubelnde Freude gefolgt. Ja, sie hörte etwas wie Jubeltöne in ihrer Brust. Sie durfte lieben und vertrauen, und sie wurde wiedergeliebt. Dieses Bewußtsein war der Siegespreis der letzten schwer durchkämpften Tage und Wochen.

Sie liebte und wurde wiedergeliebt. Aus Eifersucht, aus Anfechtung der Verhältnisse, aus Uebereilung hatte sie den Mann ihrer Liebe schwer verletzt und gekränkt. Das war gewiß unrecht von ihr, und es war nunmehr ihre Pflicht, das Unrecht wieder gutzumachen. Wie das geschehen sollte, das wußte Dora nicht, und sie ahnte, daß es ihr schwer werden würde. Ja, wenn sie ein Mann gewesen wäre, dann hätte sie das Recht gehabt, vor Werner zu treten, ihm die Hand zu reichen und ihm zu sagen:

„Ich habe dir unrecht getan, das tut mir bitter weh und herzlich leid; verzeihe mir und bleibe mir so gewogen, wie du's bisher warst.“

Als Weib durfte sie diesen Schritt nicht tun, weder direkt noch indirekt. Sie konnte Werner nicht sagen: „Ich habe mich übereilt aus Eifersucht, aus törichter, rasender Eifersucht, denn ich habe dich lieb mit meinem ganzen Herzen, und ich glaube mich von dir betrogen.“ Das konnte und durfte sie ihm nicht sagen, denn das Weib darf dem Manne ihre Liebe nicht gestehen. Es war schwer, sehr schwer, die Uebereilung wieder gutzumachen; aber es mußte gelingen, und Dora wußte, es würde ihr gelingen. Die Liebe, das Bewußtsein des heiligen Gefühls, das sie in sich trug, das Bewußtsein, wiedergeliebt zu werden, hatte in Dora alle schlummernden Kräfte des Weibes geweckt. Sie kam sich vor wie befreit, wie erhoben, wie erlöst von einem Zwange. Sie fühlte sich selbständig wie noch nie, sie war mutig und stark genug, um selbst die größten Schwierigkeiten zu überwinden.

Was hatte sie denn in alle Torheit und Uebereilung hineingetrieben? Die ununterbrochenen Nörgereien der Tante Schottelius. — Nein, Dora suchte wahrlich nicht nach einem Sündenbock, sie wußte selbst, wie groß ihre Schuld war, aber Tante Schottelius hatte gegen Werner bei ihr intrigiert seit dem Tage, an welchem Werner nach Saarkirchen gekommen war.

Jetzt fiel es Dora wie Schuppen von den Augen. Sie wußte, weshalb sich Tante Schottelius so feindlich gegen Werner verhielt. Er hörte ihre Kreise, sie wurde überflüssig, wenn Dora heiratete. Dora schämte sich jetzt ihrer Unselbständigkeit, sie schämte sich der außerordentlichen Beeinflussung, die durch die Intrigen der Tante Schottelius bei ihr entstanden war. Dabei hatte sie stets gewünscht, daß die Tante boshaft und nörgelnd war; und doch hatte sie sich beeinflussen lassen, in unerhörter Weise gänzlich lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Vergiftungsgefahren im Sommer.

Von Dr. Karl Mischke.

Sowie die warme Jahreszeit einsetzt, hören wir sofort wieder von allerlei Erkrankungen, die von den verschiedensten Lebensmitteln herrühren: Pilzvergiftungen, Fischvergiftungen, Wurmvergiftungen, Katarchen nach verdorbenem Milch und schlechtem Butter und anderem mehr. Die Erklärungen und Warnungen, die dann immer folgen, hatten nicht lange vor. Es dauert keine Zeit, und im nächsten Jahr fängt es von vorn an.

Alle Warnungen vor giftigen Pilzen nützen eben dem nichts, der nicht gelernt hat, die hauptsächlichsten Pilze zu unterscheiden. Da hilft keine Beschreibung, eher noch eine gute Abbildung, die aber lausig sein muß. Das Beste ist die persönliche Anweisung durch einen Kenner. Aber wie wenige von uns kommen denn wirklich dazu, sich ein Gericht Pilze im Walde selbst zu suchen? Die meisten kaufen die Pilze von Händlern oder Sammlern, und diejenigen, die regelmäßig Pilze zum Verkauf bringen, werden wohl kaum Giftpilze liefern. Trotzdem kommen Pilzvergiftungen vor, und zwar nach dem Genuß von Pilzen, die sicher keine Giftpilze waren. Was ist der Grund? Sehr einfach, der Pilz ist, wie jeder sich leicht im Walde überzeugen kann, sehr dem Verderben ausgesetzt, er fault leichter als jedes andere Nahrungsmittel, und verdorbene Pilze, seien sie auch von der harmlosesten Sorte, enthalten giftige Stoffe. Die zersetzenden Bakterien, diese Allverweser, scheinen sich auf ihren größeren Brüdern, den Pilzen, ganz besonders wohl-zuwählen, sie lassen sich gern auf ihnen nieder, vermehren sich rapide, verändern und vergiften die Säfte mit großer Geschwindigkeit. Die Pilzvergiftung ist also eigentlich weiter nichts als eine Bakterien-Infektion, und es scheinen da die verschiedensten Sorten dieser kleinen Lebewesen in Frage zu kommen, neben den eigentlichen Fäulnisregnern auch Paratyphus-Bakterien und andere. Also haben wir die erste und einfachste Regel: nur frische Pilze kochen oder braten, an denen noch keine Spur der Fäulnisbildung zu sehen ist!

Ein gutes Nahrungsmittel für freiwillige Bakterienkolonien sind aber auch gekochte Pilze und ihr Saft. Die Kochschale mag alle Keime, die an den unschuldigsten Pilzen saßen, zerstört haben, es finden sich bald wieder neue aus der Luft ein, und in diesem prächtigen Nährsaft gedeihen sie äußerst flott. Wenn gestern die Familie mit Weinak und Schaggen Pilze verspeist hat, kann heute der übriggebliebene Rest schon wieder sehr gefährlich sein. Unsere Ahnvordern hatten eine gesunde Regel, die besagte: nichts übrig lassen von dem, was auf den Tisch kommt! Sie hatten keine Ahnung von Bakterien, aber die Regel war gut und einfach.

Neberhaupt die Kecker! Viele Hausfrauen sind stolz auf ihre Kunst, nichts unkommen zu lassen, sie machen aus den Restern mit Zuhilfenahme von allerlei Zusätzen (Zusätzen, die oftmals mehr kosten als die Sache wert ist) wahre Wunderwerke von Kochkunst und fällen sich dann wirtschaftlich. Allen Respekt vor der schönen Idee, aber noch wirtschaftlicher und gesunder ist es, die Kecker zu vermeiden.

Vor ein paar Jahren erregten in München die Vanillevergiftungen großes Aufsehen. Man dachte an alles Mögliche. Entweder mußte es giftige Vanillesorten geben, oder die Vanillepflanze, die ja an Bäumen klettert wie unser Efeu, hatte giftige Gannsäure eingesogen, oder die Schote war mit wer weiß was verfaßelt worden, usw. Nichts davon ist richtig. Es gibt keine giftige Vanilleart, auch das künstliche Vanillin, das die kostbare Schote ersetzt, ist niemals giftig, die Hainwurzeln nehmen von dem Baume, an dem sie klettern, niemals Säure auf, und wenn man unansehnliche Schoten mit leichten Harzabköngern anspricht, um sie preiswerter erscheinen zu lassen, so ist das nicht gerade reinf, aber giftig wird die Vanille davon auch nicht. Die einfache Lösung ist die, daß die Vanille-Cremes, das Vanille-Gefrorene und wie diese Leckerbissen alle heißen, infolge ihres Gehalts an Eiweiß, Milch, Rahm eben gute Nährböden für Bakterien sind. Also auch hier: gute Zutaten nehmen, nur soviel herrichten, wie gebraucht wird, alles aufessen und nichts aufheben!

Ein unheimliches Gift hat das Fischgift. Je mehr in der jetzigen Zeit der Fleischverehrung der Seefisch als Volksernährungsmittel ins Innere des Landes dringt, desto mehr verdient die Fischgiftgefahr, die in der warmen Jahreszeit doppelt groß ist, unsere Aufmerksamkeit. Nicht leicht ist es immer, sie zu erkennen. Es gibt ein Stadium der Fäulnis, das sich äußerlich weder dem Auge, noch der Nase bemerkbar macht; der Fisch sieht wunderbar frisch aus und riecht gar nicht, es ist auch nichts zu schmecken, und doch war das Gift darin. Ja, es scheint, wenn es so recht gut schmeckt, ist die Gefahr am größten. Wenn der Fisch schon etwas riecht, ist er eigentlich schon wieder ungefährlich; eine Abwässerung mit einer leichten Lösung von übermangansaurem Kalz beseitigt den Geruch, und es hat keine Gefahr. Offenbar wird beim Transport befördert. Man bringt die Fische in Eis, und das ist gewiß gut — aber das Eis ist selbst nicht immer einwandfrei. Eis von Flüssen und Teichen enthält alle möglichen Zandbestandteile, und eine Kälte von Null Grad halten die bösen Bakterien schon eine Weile aus. Niemals sollten — und das mögen auch unsere Hausfrauen für ihre Fischkäufe sich merken — die Nahrungsmittel, also hier die Fische, mit den Eiswürfeln in direkte Berührung kommen. Das Eis muß im doppelten Boden liegen und die Nahrungsmittel auf Porzellan, Marmor, Glas, zur Not auf blank gepulverten Zinkblech, jedenfalls auf reinem Stoff. Wird trotzdem Eis zu direkter Nahrung verwendet, so darf es nur solches sein, das aus keimfreiem Wasser gewonnen ist. Leider kommt der Seefisch, eher er in den Kochtopf wandert, auch mit einer großen Zahl unbestimmter Dände in Berührung, und das läßt sich für die Hausfrau schlecht kontrollieren. Immerhin, frische Fische, gute Fische, die Gefahr läßt sich bei vorichtiger Behandlung sehr herabwundern, und die Hausfrau soll nur solche Fische kaufen, die einen sehr schnellen Transport hinter sich haben. Denn gerade an heißen Tagen vermehren sich die Fäulniskeime sehr schnell.

Die Wissenschaft lehrt uns, daß es allemal Bakterien sind, die unsere Speisen in einen gefährlichen Zustand bringen. Wir müssen die Lehren also benutzen, die uns die Wissenschaft gibt. Es handelt sich darum, die Bakterien möglichst auszuschließen. Nun ist ja doch sicher, daß das Fleisch gesunder Tiere und die Milch gesunder Kühe zunächst einmal bakterienfrei sind. Fleisch von mißbrandkranken, verkrüppelten, tuberkulösen Vieh bekommen wir nicht, dafür sorgen unsere Hygienebehörden. Wenn wir die Milch eines gesunden Tieres mit der nötigen hygienischen Vor-sicht in reine Gefäße melken und sofort genießen würden, so könnte keine Gefahr drohen; im Gegenteil, diese frische rohe Milch ist nahrhafter als jede abgekochte, und sie hat sogar eine bakterientödtende Wirkung. Aber darauf können wir nicht rechnen, und es bleibt uns daher nichts übrig, als die Milch schleunigst abzulochen und dann sofort zugebeut auf Eis zu stellen, oder sie sofort zu verwenden.

Es ist ein beargwünigter Fehler, aber doch ein Fehler unserer Hausfrauen, gern Vorräte im Hause zu haben. Ein wohlgefüllter Vorratsschrank ist der Stolz der Hausfrau. Wozu aber, in großen Städten zumal, sich mit leicht verderbenden Lebensmitteln mehr als nötig versorgen, wenn man jeden Augenblick beim Schlächter, Milchhändler, Gemüsehändler frische haben kann? Viele Frauen glauben genug getan zu haben, wenn sie Fleisch und dergleichen mit dem bekannten glodenförmigen Fliegendeckel aus Drahtgaze zudecken, oder wenn sie die Sachen in das „Luftbind“ stellen, das auch durch Drahtgewebe abgesehlossen ist. Da kann immer frische Luft zirkulieren, und die bösen Fliegen können durch die engen Maschen nicht hindurch. Ach, oft genug ist die frische Luft sehr heiße Luft, und gar nicht selten finden die Fliegen auch durchgerostete Stellen für ihre kleinen Körper. Keinesfalls schämen die Fliegendrahtgitter gegen die mikroskopisch kleinen Bakterien, die wir bei dreihundert- bis tausendfacher Vergrößerung erst sehen können. Und diesen Zustrom sind dann die Nahrungsmittel viele Tage ausgefetzt. Das ist eine veraltete Methode.

Die Bakterienforscher haben ein sicheres und ganz einwand-freies Mittel, das jede Frau kennt: der lockere Baumwollfilz, den wir lazweg „Watte“ nennen. Wenn der Gelehrte im Reagenz-gläschen eine bestimmte Bakterienart auf Bouillon, Gelatine, Agar-Agar oder sonst eine Unterlage züchten will, so liegt ihr daran, alle fremden Bakterien auszuschließen, denn diese würden die Unterfuchung stören. Was macht er? Er stopft einfach einen Wattepfropfen auf das Gläschen. Die Watte läßt Luft durch, so daß die wenige Luft in dem Gläschen in stetem Austausch mit der Atmosphäre steht; aber in der Watte fangen sich alle Bakterien, die etwa mit der Luft eindringen wollten.

Die Gelehrten haben schon mehrfach die Anregung gegeben, daß die Hausfrauen sich doch diese Laboratoriumserfahrung zunutze machen sollten, ebenso wie sie sich das Sterilisieren in Form von Sorbier-Apparaten und allerlei Einlochgefäßen, zum Teil auch durch die Benützung von Konserven, angewöhnt haben. Der Erfolg dieser Anregung ist nicht sehr groß, in die breitere Öffentlichkeit ist wenigstens nicht viel gedrungen. Es kann doch aber nicht schwer sein, die jetzt gebräuchlichen Fliegendeckel durch solche aus Watte zu ersetzen, wobei dieses Material durch leichte Drahtrippen ver-stärkt sein könnte. Dasselbe gilt für die Gaze Fenster der Fliegen-schränke, die zweckentsprechend aus einer nicht zu dicken Watte-lage zwischen zwei weitmächtigigen Drahtgestellen zu bestehen hätten. Der größeren Dichtigkeit halber müßten auch die Fugen überall da, wo die Türe auf dem Rand der Schrankwand aufliegt, mit Watte versehen sein.

Es ist eigentlich seltsam, daß diese einfache Vorrichtung, die jeder sich selbst herstellen kann, nicht schon längst allgemein ver-breitet ist. Nur so mehr sollte die Hausfrau nicht säumen, sich dieses einfachen Mittels zu bedienen, um den Gefahren des Som-mers in dieser Beziehung zu begegnen.

Vom Landwirtschaftswerte der Weiß- und Rotbuchen.

Von Emil Wienaby (Hamburg).

Wegen ihrer vielseitigen landwirtschaftlichen Verwendbarkeit sind sowohl die Arten und Formen der Weiß- oder Hainbuche (*Carduus betulus*), als auch die der Rotbuche (*Fagus sylvatica*), geschätzte und gern verwertete Laubböcher für die Zwecke landwirt-schaftlicher Gartengestaltung. Außer zur Bildung von Schutz-, Fenz- und Zierheiden, dachgeschlossenen oder ringsum offenen, dicht beschatteten laubenartigen Sitzplätzen, werden sie insbesondere mit Rücksicht auf ihre abweichenden Wuchs- und Befruchtungsverhält-nisse als Einzelpflanzen und zur Herstellung zwanglos geklei-derter Landschaftsgruppen, sowie zur Schaffung von Schutz- und Deckpflanzungen vielen anderen Laubböchern ähnlichen Verwen-dungscharakteren vorgezogen, da sie ausnahmslos selbst in weniger guten Bodenarten ein gesundes Wachstum besitzen, willig jeden Schnitt vertragen und absolut unempfindlich gegen winterliche Witterungseinflüsse und Verhältnisse sind. Für die Anlage von Hecken und Schaffung laubenartiger Gliederungen, wie auch für die forstliche Nutzwirtschaft, kommen nur die Stammarten der Buchen in Betracht, während für die übrigen Verwendungsmög-lichkeiten die verschiedenen Varietäten und nachgezüchteten Garten-formen das ausschließliche Material liefern.

Unter den Weißbuchen ist es zunächst die dichtbezungte, schmale, säulenförmige Pyramiden bildende *Betula columnaris*, die in größeren und naturgemäß hübsch gewachsenen Exemplaren eine vorzügliche Landschaftswirkung erzielt, wenn sie als Solitärpflanze frei auf dem Rasengrunde aufgestellt wird. Von ähnlichem Effekte ist *Betula fastigiata*, eine französische Züchtung mit spitzverlaufender und im Aufbau regelmäßig quirlständig angeordneter Aufbaumform. Weitere hübsche Gartenformen sind *Betulus* *sol.* *Marmoratus nova* mit buntfarbiger Belaubung, *Betulus incisa* mit gestreifter Belaubung, sowie *Betulus pendula*, mit schlank und malerisch überhängender Verzweigung. Eine gleichwertige Erscheinung mit besonders schöner, von bronzebraun in Gelb übertönender Herbstfärbung ist auch die amerikanische Einführung *Betulus carolina* (von den Carolinen-Inseln), die durch ihre eigentümliche und sehr zierliche Belaubung landschaftlich ebenso interessant als malerisch dekorativ wirkt. Dieser ähnlich ist die japanische Züchtung, *Betulus japonica*, mit tiefgrünen, hübschgeformtem Blattbehang und zierlicher Verzweigung hängenden Charakters.

Von bedeutend kraftvolleren Aufbaudimensionen als die Weißbuchen, sind im allgemeinen die Rotbuchen, deren Stammform als Forstbaum in unseren Wäldern gewaltige Stämme mit mächtigen Kronen bildet und die auch als einzelne Landschaftsbäume in malerisch entwickelten Exemplaren nie ihre Wirkung versagen. In den Gärten wird die Rotbuche der Weißbuche wegen ihres kräftigen Aufbaucharakters zur Bildung von hohen Schuttheden, sowie zur Herstellung laubentartiger Abgrenzungen in größeren Wirtschafts- und Vergnügungsgärten in der Regel vorgezogen, weil sie den beabsichtigten Zweck der Schattenbildung und ruhigen Abgeschlossenheit besser als jene erfüllt.

Die wichtigste Gartenform der gewöhnlichen Rotbuche ist die hängende Buchse, *Fagus sylvatica pendula*, die wegen ihrer malerisch herabhängenden oder auch symmetrisch gleichmäßigen Zweiggliederung für landschaftliche Pflanzungsmotive die größte Wertschätzung genießt, zumal sie zu mächtigen Bäumen herangewachsen, sowohl im kleinen Hausgarten als auch in umfangreichen Landschaftsanlagen durch ihre malerisch-impofante Auffälligkeit ihren Zweck als kontrastierende Gestaltungsform im Szenenwechsel der Pflanzenanordnungen auf das Beste verkörpert. Von milderer kräftiger Zweigbildung, dafür aber umso interessanter im Belaubungscharakter ist *Fagus sylvatica asplenifolia* (Syn. *heterophylla*), die in der sehr schmalen, fast fadenförmigen Belaubung an langtriebiger Verzweigung eine äußerst dekorative und aparte Erscheinung bietet. Im Buche ähnlich, aber fast noch langsamer in dem Fortkommen ist *Fagus compositifolia*, die in der fadenförmigen Blattbildung wohl die zierlichste Belaubungsform aller Rotbuchen besitzt und wegen dieser interessanten Eigenschaft allgemeine Wertschätzung bei allen Gehölzfreunden genießt. Schließlich sind dann noch die grünbunten Formen *Fagus sylvatica* *sol.* *aur. var.* mit goldbunter Blattfarbe, sowie die eichenblättrige *Fagus sylvatica querceroides*, die auffallend breitlaubige *latifolia* und die gedrungen wachsende *rotundifolia minor*, mit kleinen, festen kreisförmig gestalterten Blättern zu erwähnen. — Den landschaftlich größten Effekt erzielen jedoch unfraglich die sogenannten Blutbuchen. Sie sind in unseren Gärten und landschaftlichen öffentlichen und privaten Anlagen in schönen und mächtigen Exemplaren hängenber oder gewaltiger Kronenformen vertreten, die als freistehende Standbäume in jeder Gestaltungsgliederung von gleich ausdrucksvoller Landschaftswirkung sind, wenn auch bei der einen Form mehr die ornamentale, und bei einer anderen vorwiegend die malerische Schönheit unterschiedlich hervortritt. Als Kronenbuche ist die Gartenform *Brockesby* mit tiefdunkelroter, sowie die großblättrige *Fagus sylvatica latifolia* mit tiefbraunroter Belaubung der älteren *Fagus sylvatica atropurpurea* bei weitem vorzuziehen, da sich in dem ganzen Wuchs und Aufbaucharakter dieser nachgezüchteten Kulturformen eine wunderbare Dekorationswirkung ausdrückt, wie sie ältere Sorten bei aller Anerkennung ihres landschaftlichen und dekorativen Wertes doch nicht zu erreichen vermögen. In der pyramidalen Gliederung kommt die landschaftliche Brauchbarkeit der vorgenannten Buchenarten nicht minder zur Geltung, und wo an Stellen enger Raumverhältnisse Kronenbäume als Einzelbäume ausscheiden müssen, verfehlen gleichmäßig aufgebaute Pyramiden dieser Gehölzart nie die beabsichtigte Wirkung.

Als Hänge- oder Trauer-Blutbuche begegnen wir in unseren Anlagen am häufigsten *Fagus atropurpurea pendula*, die zwar in der neueren Varietät *tricolor* mit dreifarbigem, weiß und rosa gezeichnetem Belaubung eine formgleiche Kollegin, aber keine ernstliche Konkurrentin erhalten hat, da ihr Wuchs ein viel zu langsamer und schwächer ist, als daß sie schnell zu größeren Exemplaren heranwächst, um in der Landschaft auffallend wirken zu können; in einem hübschen Laubbolzfortimente sollte diese farbenschöne Buche aber niemals fehlen.

Als gelbbelaubte Buche wurde in den neunziger Jahren *Fagus Satis*, eine aus Serbien stammende Goldbuche, als aparte Neuheit in den Handel gebracht. Den ihm nachgerühmten Landschaftswert hat dieser Fremdling — der seinerzeit mit 50 Mk. für ein winziges Pflänzlein bezahlt wurde — außer in dem Mutterbaum, aber wohl nirgends erfüllt, da das goldige Kolorit im

Farbenton nur in besonders sonnereichen Sommern hervortritt, an schattigen Standplätzen indessen fast gar nicht zum Ausdruck kommt. Im Laufe der Jahre ist denn diese Buche in der Bewertung ihrer vielgepriesenen Farbenschönheit auch schon etwas gemäßigter geworden, und für den fünfzigsten Teil ihres einstigen Preises ist sie heute in jeder Baumhandlung als kräftige Pflanze zu kaufen. — Der Schnitt der Buche beschränkt sich im allgemeinen auf Entfernung der aus der bedingten Form herauswachsenden Zweige bezw. auf Durchbildung einer formschönen und leichtbezungten Krone.

Vermischtes.

kos. Knöpfe aus Milch. Eine junge Dame soll einmal den Kopf geschüttelt haben, als sie auf dem Programm einer Kunstausstellung auch eine Büste von Rauch verzeichnet fand. Sie hatte noch nichts von dem berühmten Bildhauer Chr. Rauch gehört, andererseits konnte sie nicht begreifen, daß man eine Büste aus Rauch, dem Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen, modellieren könne. Ruhlich geht es wohl manchem Leser, wenn er hört, daß große Fabriken damit beschäftigt sind, Rämme, Knöpfe, Klaviertasten und Ähnliches aus Milch herzustellen. Um genauer zu sein: Man verwendet dazu das gehärtete Kasein, das beim Gerinnen der Milch in Klumpen ausfällt und sich am Boden des Gefäßes absetzt. Der Weg von der frischgemolkenen Milch bis zum gebrauchsfertigen Knopf ist weit genug. Die Milch hat sich einer Reihe chemischer Prozesse zu unterziehen, ehe sie sich zum Knopf eignet. Zunächst wird sie durch Lab zum Gerinnen gebracht, der entstehende Quark wird getrocknet und gemahlen. Das griesartige Mehl wird dann angefeuchtet, bei Bedarf auch gefärbt, ausgewalzt und unter hohem hydraulischen Druck gepreßt. Schließlich wird die Masse, die noch kneibar ist, in wässrigem Formaldehyd gehärtet. Das Endprodukt sieht dem früher viel verarbeiteten Horn sehr ähnlich: unter dem Namen „Gallalit“ ersetzt es Horn, Schildpatt, ja sogar Elfenbein. Niemand sieht ihm mehr an, daß es einmal irgendwo auf einer Alm kuhwarm gemolken wurde. S.

*** Die Pessimistin.** Eine bekannte Schriftstellerin wird gefragt, warum sie nicht geheiratet habe. „Drei Dinge habe ich daheim, die so vollkommen Wesen und Eigenschaften des Durchschnittsmannes besitzen, daß ich keinen Gemahl brauche.“ „Was sind das denn für Dinge?“ „Ach, ich habe einen Hund, der den ganzen Morgen knurrt, ich habe einen Papagei, der nachmittags schimpft, und ich habe eine Klage, die nachts nicht zu Hause ist.“

*** Gut vorbereitet.** Im Schnellzugsabteil erster Klasse sitzen nur zwei Herren; der eine schaut prüfend umher, schließlich wendet er sich höflich an den Mitreisenden: „Verzeihen Sie, mein Herr, aber vielleicht kennen Sie sich hier besser aus: gibt es denn gar keine Kotteine, um im Augenblick der Gefahr den Zug zum Halten zu bringen?“ Der andere sieht auf, sucht und schüttelt den Kopf: „Nein, ich sehe keine.“ Der erste, unerschütterlich höflich: „Dann werden Sie mir bitte sofort Borse und Brieftasche übergeben.“

Rösselsprung.

der	leicht	Falte	der	Beh	nicht	Luft	eh's
die	Rind-	Traum	welkt	eine	Abend	Ihr	sie
rammt	Kinder	aus	eine	miader	schmerzt	Blum'	sie
mehr	den	heit	wenn	die	herzt	welk	ver-
sie	des	rammt	als	Antlitz	du	psen	schmerzt
nicht	nicht	erfektst	wohl	labend	deine	wischt	achtlos
Alte	Morgen	Herz	im	dich	Tro-	es	Tau
längst	flör'	mancher	am	trägt	der	daß	den

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Ergänzungsrätsels in voriger Nummer:
 Setzt die trübe, dunfle Seite
 Dir auch oft das Leben,
 Ist's vom Bild doch nur der Schatten,
 Um das Licht zu leben.